

Poláček | Die Bezirksstadt



Karel Poláček

# **Die Bezirksstadt**

Aus dem Tschechischen übersetzt  
und herausgegeben von Antonín Brousek

Reclam

Tschechischer Originaltitel:  
Okresní město

Die Arbeit an der Übersetzung wurde mit Mitteln des Kultusministeriums  
der Tschechischen Republik (Ministerstvo kultury ČR) gefördert.

2018 Philipp Reclam jun. GmbH & Co. KG,  
Siemensstraße 32, 71254 Ditzingen  
Umschlaggestaltung: Anja Grimm Gestaltung  
Umschlagabbildung: © akg-images  
Druck und buchbinderische Verarbeitung: GGP Media GmbH,  
Karl-Marx-Straße 24, 07381 Pößneck  
Printed in Germany 2018  
RECLAM ist eine eingetragene Marke  
der Philipp Reclam jun. GmbH & Co. KG, Stuttgart  
ISBN 978-3-15-011183-3

Auch als E-Book erhältlich

[www.reclam.de](http://www.reclam.de)



Am äußersten Rande der Stadt, inmitten von baufälligen Häusern mit zerzausten Dächern, stand das Armenhaus der Gemeinde. Es war aus dem Vermächtnis eines örtlichen Wohltäters errichtet worden, der wohlbedacht seine irdischen Güter gemehrt hatte und sich Gott, in der Vorahnung, dass sein Lebensende nahte, mit einer guten Tat gewogen machen wollte. Aus seinem Vermögen erwuchs ein steinernes Gebäude mit grüner Fassade, das einer Festung glich. Sein Mauerwerk war von zahnartigen Zinnen gekrönt und trug an der Hauptfront in Frakturbuchstaben die Aufschrift »Pivodas Armenanstalt«. Das Haus war in den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts gebaut worden und wirkte durch sein wildes, grimmiges Aussehen auf jedermann abstoßend. Im Erdgeschoss fanden sich große Fenster mit Spitzbögen, aus dem ersten Stock aber schauten kleine Fensterchen herab, die an Schießscharten erinnerten. In der Vorstellung des Baumeisters, der dieses Haus errichtet hatte, gab es keinen Unterschied zwischen Armen und Verbrechern. Deswegen hatte er die Fenster mit massiven Gittern versehen lassen, als ob er die Insassen an der Flucht hindern wollte. Auch bei größter Hitze wehte aus dem Gebäude eine Grabeskälte, und im Inneren herrschte fortwährend Schatten. Der Eingang glich einem gähnenden Mund, und der lange und tiefe Flur schien mit Schall angefüllt zu sein. Nicht nur Lausejungen, sondern auch manch ein Erwachsener, dem jede Art von Unfug eigentlich fernlag, blieb hier öfter stehen, blickte sich vorsichtig nach allen Seiten um und brüllte dann in die Tiefe des Ganges hinein: »Hoho – hoo!«, und die aufgescheuchten Schatten antworteten mit einem vielfachen Echo.

Zum Armenhaus gehörte auch ein Garten, der von einem gusseisernen Gitterzaun umgeben war. Auch diesem Garten sah man an, dass er keiner Privatperson gehörte, sondern einer frommen Stiftung. Es gab dort kein Gartenhäuschen mit klei-

nem roten Dach, keine albernen Glaskugeln, wie sie Rosensträucher zu zieren pflegen, und auch keine Gartenzwerge aus Gips, die aus dem Gebüsch hervorlugen. Die Beete waren gleichmäßig durch Sandwege unterteilt wie die Fächer einer Registratur, und auf ihnen wuchsen schüchterne und verängstigte Vergissmeinnicht sowie samtene Stiefmütterchen, deren Blüten an die böartigen und neidzerfressenen Gesichter alter Jungfern erinnerten. Eine düstere Esche streckte ihre Äste über den Zaun, und man konnte auch wehmütige, verstaubte Pflaumenbäume und verkrümmte Äste von Birnbäumen sehen, die im Herbst schwer waren von glänzenden Früchten. Der größte Teil des Gartens aber war als Gemüsegarten angelegt. Es herrschten hier Ruhe und unerbittliche Ordnung; auch ein Vogel, der sich hierher verirrt, piepste einmal schüchtern und flog bald davon, als hätte er das Gefühl, etwas Verbotenes getan zu haben.

Das Armenhaus war eigentlich für verarmte, aber ehrbare Bürger der Stadt bestimmt. All die Jahre gab es jedoch keine Gemeindeangehörigen, die unverschuldet ins Elend geraten wären, so dass das Gebäude nur Bettler beherbergte. An lauen Abenden saßen auf der steinernen Freitreppe vor dem Haupteingang lispelnde alte Weiber und verhutzelte Greise mit eingefallenen Mündern, deren lahme Glieder an krumme Wurzeln erinnerten. Der Zutritt zum Garten war ihnen verwehrt, da über die Vergissmeinnicht, Stiefmütterchen, Büsche und Obstbäume der Verwalter Wagenknecht herrschte, der peinlich genau darauf achtete, dass ihm auch ja nicht einmal ein Stück Fallobst verlorenging. Er war ein muskulöser Mann mit kurzen Beinen und kurz geschorenem Kopf, rege und eifrig, da der Wunsch nach ständigem Gewinn und Vorteil ihn ununterbrochen in Bewegung hielt. Über seine linke Gesichtshälfte lief ihm eine furchterregende Narbe, die leicht mit Blut anlief. Er bewachte auch die Obstbaumalleen der Bauern und legte sich dafür mit einem Sacktuch zugedeckt in eine Strohhütte. Auch als Nachtwächter war er bestellt worden, und man konnte, wenn alles

still wurde, die schweren Schritte seiner eisenbeschlagenen Schuhe hören. Im Sommer war er Aufseher in der Badeanstalt, und seine Narbe färbte sich beim Anblick der tobenden Jugendlichen rot vor Blut. Wohlgesinnt war er nur denen, die Mohnbrezeln kauften, die seine Frau gebacken hatte. Regelmäßig sah man ihn bei Feierlichkeiten, Umzügen und Versammlungen, wo es nötig wurde, Befehle zu erteilen und die Menge zu ordnen oder zu vertreiben. Aus seinem stets geöffneten Mund kam dann ein heiseres Gebrüll; über seinem Kopf schwenkte er wie Rübezahl einen schweren Knotenstock. Scharf wie ein Wachhund, schlief er niemals; immer war er auf dem Sprung, jemanden zu erwischen und am Schlafittchen zu packen. Sein andauerndes Gewinnstreben bestärkte ihn noch in seiner Grobheit.

Zu seinen Schützlingen gehörte die Bettlerin Glatte Ančka; vor vielen Jahren hatte sie Frau Kafuňková geheißen und war die Gattin eines vermögenden Tuchhändlers gewesen. Einst hatte Frau Kafuňková einen Wachtraum gehabt. Den hatte sie sich deuten lassen und dementsprechend in der Prager Lotterie beim Lotteriekollektanten Gustav Štědrý auf drei Nummern gesetzt. Sie hatte dann auf Terno gewonnen und setzte von da an so lange, bis sie sich in die Glatte Ančka verwandelt hatte. Aber auch jetzt noch hielt sie sich für eine reiche Frau; ständig wurde sie von Wachträumen heimgesucht, die, in Zahlen ausgedrückt, ein Vermögen bedeuteten.

Der Bettler Maryčka Gib's! erhielt Almosen, weil er leicht Wutanfälle bekam und dann in einer Art Versgesang stundenlang schimpfen konnte. Amtlich hieß er Emanuel Pěchota; allerdings kannte niemand in der Bezirksstadt seinen Namen und jeder rief ihm »Maryčka Gib's!« hinterher, um seine obszönen Verse hören zu können.

Der schwachsinnige Hynek unterhielt die Bürger durch seine fehlerhafte Aussprache. Er hatte eine gottesfürchtige Seele, nahm an allen Prozessionen teil und verfiel beim Singen von Kirchenliedern in süße Verzückung.

Der Athlet züchtet seine Muskeln, eine Dame pflegt ihren Teint, und ein Bettler muss auf seine Magerkeit achten. Der Bettler Chleboun, »Majorchen« genannt, war ein dürres, mit Lumpen behängtes Gerippe. Seine Magerkeit war das Aushängeschild seines Gewerbes; hoch aufgeschossen, die Füße in Sacktuch gewickelt, streifte er durch die Bezirksstadt und klopfte mit einem Stock aufs Pflaster wie ein Blinder. Sein grauer Schnurrbart bewegte sich ununterbrochen; der eingefallene Mund käute Gebetsworte wieder. Unter den Bewohnern des Armenhauses genoss er Ansehen, da er unzusammenhängende, wirre Sätze in prophetischem Ton vortrug. Er hatte eine kleine Gemeinde um sich geschart, die in seinen Worten einen geheimen Sinn suchte.



An jenem Tag machte sich Majorchen auf den Weg zum Bahnhof. Schon viele Jahre lang stellte er sich zweimal täglich bei der Ankunft des Zuges ein, als ob er Besuch erwarten würde. Natürlich kam niemand; er hatte weder Verwandte noch Freunde; Leere umgab ihn wie einen Despoten.

Hoch aufgeschossen, mit hervorstehenden Schulterblättern, ging er seines Weges, das Gesicht mit grauen Stacheln bedeckt, einem Bettlervollbart, der nie wächst. Seine triefenden Augen blickten starr vor sich hin; der grünliche Schnauzbart bewegte sich auf und ab. Die weiße Morgensonne leuchtete ihm auf den Weg. Er ging mitten auf der Straße, denn die Bürgersteige waren für die wohlhabenden Leute errichtet. Hinter ihm her zog ein dumpfer Gestank, der die Hunde zur Raserei brachte.

Auf dem Bahnhof saß eine Frau vom Lande auf einer Bank und hielt ein Baby im Arm; das Kind wimmerte, und die Mutter murmelte »Husch, Kusch, Husch, Kuschkusch«, um es zu beruhigen.

Ein Herr im Touristenanzug schaute sich die Fotografien an, die an den Wänden hingen. Ein junger mit Kalk bespritzter Mann, der eine Papiermütze auf dem Kopf trug, kam aus der Amtsstube und schleppte eine Leiter. Als er den Bettler sah, drehte er sich um und stieß diesem wie zufällig mit der Leiter in den Bauch. Majorchen trat beiseite, brummelte etwas, und der Arbeiter lachte.

In der Ferne erscholl gedämpft das Pfeifen des Zuges. Der Bettler bemerkte den Kaufmann Štědrý und zog seinen Hut. Der Kaufmann tippte an den Rand seiner Melone. Er stand da, gestützt auf seinen Sonnenschirm aus Mohair, und glich mehr einem Beamten als einem Kaufmann. Auch sein langer, schwarzer Gehrock, der schon ins Grünliche verschossen war, erinnerte an einen Kanzlisten im Ruhestand. In seinem Gesicht erkann-

te Majorchen Aufregung; er wusste, dass den Kaufmann die Ankunft eines Zuges stets beunruhigte.

Das Pfeifen des Zuges erklang jetzt lauter, und dieses Geräusch zerschellte an einem Abhang, der mit Akazien und Nussbäumen bewachsen war. Aus der Amtsstube trat ein Herr mit roter Kappe und nahm seinen Zwicker ab. Der Kaufmann strich sich über seinen gelben Schnauzer. Die Dampflok stampfte mit Keuchen in den Bahnhof ein.

Der Bettler erblickte einen jungen Mann, der einen zimtfarbenen, glockenförmig geschnittenen Raglan trug und sich mit tänzelndem Schritt dem Kaufmann näherte. Der Kaufmann ging ihm entgegen und breitete seine Arme aus. Seine Augen wurden feucht: Mit dem Alter war er rührselig geworden und neigte zu Tränen. Der junge Mann nahm mit einem präziösen Griff seinen glänzenden Zylinder ab und küsste den Kaufmann auf die Wange. Der grünliche Schnäuzer des Bettlers fing an, sich zu bewegen, und aus seinem eingefallenen Mund kamen Worte.

– Ach so ... Sieh mal einer an ... Der Kamil ist gekommen, der Sohn des Kaufmanns Štědrý ...

Er beobachtete, wie der junge Mann dem Vater liebkosend über den Rücken streichelt und beide den Bahnhof verlassen. Er schlich hinter ihnen her und spitzte die Ohren, denn er war neugierig wie ein Huhn. Er wusste, dass auch seine Gefährten aus dem Armenhaus begierig auf Neuigkeiten waren und er ihnen Nachrichten mitbringen musste.

– Sieh da, der Kamil ist gekommen, der Sohn des Kaufmanns Štědrý ... Na was denn, was denn? Freut sich der Papa? Freut er sich über den Sohn?

Er blickt auf den gekrümmten Rücken und den zerfurchten Nacken des Kaufmanns, kann so aber nicht ergründen, ob dieser sich über die Ankunft des Sohnes freut. Misstrauisch schaut er auf die zitronengelben Halbschuhe, den glänzenden Zylinder und darauf, wie der junge Mann einen silberbeschlagenen Rohrstock schwingt.

– Warum ist er gekommen?, überlegt der Bettler, Pfingsten ist doch vorbei. Es ist doch jetzt keine Zeit für Besuche. Er hätte dort bleiben sollen, wo er war ...

Er blieb stehen, da er bemerkte, wie der Kaufmann seinen Schritt verlangsamte und heftig gestikuliert. Er hörte ihn sagen: »Mit einem Zylinder darfst du mir hier nicht herumlaufen.«

Der junge Mann wollte etwas einwenden, der Vater wiederholte aber störrisch: »Das ist mir egal, was man im Ausland trägt. Zu Hause darfst du mir damit nicht herumlaufen.«

– Gut so, lobt der Bettler, du bist kein solcher Großkopferter, dass du mit einem Zylinder herumlaufen könntest. Für mich bist du ein Rotzlöffel ...

Aus dem Tor des Spediteurs Wachtl fuhr ein schwerer Wagen, der von Pferden mit glänzenden Hinterteilen gezogen wurde. Der Kutscher glotzte mit dumpfem Erstaunen auf den Zylinder, den glockenförmigen Raglan und die gelben Halbschuhe.

Und der Kaufmann, auf das bleiche, verlebte Gesicht seines Sohnes zeigend, sagt entrüstet: »Und was ist das?«

»Das sind Koteletten«, antwortet Kamil eitel.

»Das muss runter«, befiehlt der Vater drohend.

»Bei uns in Olmütz ...«, will der Sohn einwenden.

»Kein Wort mehr! Du gehst gleich zum Sedmidubský, dass er dir das abnimmt. Mit Pejes will ich dich nicht sehen. Das ist mein letztes Wort!«

Unter dem graugrünen Schnäuzer kommen Worte hervor: – Recht so ... Meine Rede ... Dem haben Sie's richtig gegeben. Die würden sich sonst heutzutage viel zu viel erlauben ...

Der Kaufmann trippelt unsicher auf seinen wackligen Beinen, die zitronengelben Halbschuhe aber tänzeln kokett übers Pflaster, und der Rohrstock wirbelt zwischen den Fingern. Kamil dreht sich von einer Seite zur anderen; er will der Bezirksstadt imponieren mit seinem Raglan und dem glänzenden Zylinder. Aber die Stadt liegt schweigend da; hier und da sind we-

gen der Sonnenglut die Rollos herabgezogen, an anderer Stelle sieht man eine Katze, die sich zwischen Hortensien sonnt.

Der Bettler konnte hören, wie der junge Mann sagte: »Wie ich sehe, hat sich hier nichts verändert.«

Der Kaufmann blieb stehen und zeigte mit dem Sonnenschirm auf den Neubau des Finanzamtes.

»Was heißt, nichts verändert?«, wandte er ein. »Schau doch mal dieses Gebäude da, das ist doch wohl eine Errungenschaft.«

Kamil verzog den Mund: »Errungenschaft! So was nennt man hier wohl ein Ereignis. Bei uns in Olmütz hingegen ...«

Der Kaufmann hört es nicht gern, wenn jemand die Bezirksstadt herabsetzen möchte. Es empört sich in ihm der Stolz des Alteingesessenen.

»Im Ausland sollen die machen, was sie wollen«, knurrt er, »wir hier wissen uns schon zu helfen.«

Ihm missfiel das Grinsen des jungen Mannes, und er donnerte los:

»Die Pejes müssen runter! Du gehst gleich zum Friseur! Nicht, dass ich es zweimal sagen muss.«

– Gut so! So muss man mit dem Jüngelchen umgehen, lobt Majorchen.

»Aber klar doch«, brummt Kamil niedergeschlagen, »wenn ich dann nur meine Ruhe hab'.«

Aus einem Haus stürzte plötzlich ein Herr, als ob er nur darauf gelauert hätte, dass der Vater mit dem Sohn vorbeikommen würde. Er hatte stark gerötete Wangen, als ob er ständig ein Lachen unterdrücken müsste. Seine kleinen Äuglein bewegten sich unentwegt hin und her wie die Blase in einer Wasserwaage. Kamil zog mit dem Zylinder einen eleganten Bogen, und der Vater tippte an den Rand seines Hutes.

Ungern sah er Herrn Raboch, diesen heimtückischen Schwätzer.

– Zylinder, Raglan, Koteletten, beunruhigte er sich, das wird ein Gerede geben ...

»Ach, herzlich willkommen, Herr Kamil«, rief Herr Raboch überlaut, »dann sind Sie also gekommen, um uns auch mal zu besuchen?«

Kamil verbeugte sich und drückte Herrn Raboch die Hand.

Herr Raboch fuhr mit seinen böartigen Äuglein abschätzig über Zylinder, Raglan und die zitronengelben Halbschuhe. Sein Gesicht lief vor unterdrücktem Lachen rot an.

»Na, was denn, was denn?«, stieß er nach. »Sind Sie etwa für länger gekommen?«

»Nur für kurz«, antwortete statt seines Sohnes der Kaufmann.

Kamil zwirbelte seinen rötlichen kleinen Schnurrbart und bemühte sich, das Selbstbewusstsein eines unabhängigen Mannes von Welt auszustrahlen. Er fühlte vor dem Herrn mit dem geröteten Gesicht eine große Unsicherheit. Er erinnerte sich, wie ihn Herr Raboch vor Jahren einmal auf der Straße ergriffen, nach Hause geschleppt und dort seinen dreckigen Hals vorgeführt hatte. »Schauen Sie nur, Frau Štědrá, der Junge kann sich nicht mal richtig waschen. Nehmen Sie doch mal eine Scheuerbürste und schrubben ihm den Hals. Wie sieht denn das Dreckschwein aus?« Herr Raboch fällt alles auf, nichts bleibt seinen beweglichen, böartigen Äuglein verborgen. Unwillkürlich fuhr Kamil sich mit der Hand über den Nacken.

»Nur für kurz, also, nur für kurz ... Auf Urlaub etwa?«, attackierte Herr Raboch.

»Auf Urlaub«, bestätigte Kamil.

Herr Raboch wurde nachdenklich und wiederholte langsam: »Auf Urlaub ...«

Der Bettler, der die Unterhaltung aus einiger Entfernung mitgehört hatte, sprach den Gedanken des Herrn Raboch laut aus:

– Ist denn jetzt eine Zeit für Besuche? Das kannst du jemand anders erzählen. Nach Hause fährt man nur über die Feiertage.

»Also viel Spaß noch, Herr Kamil«, zwitscherte Herr Raboch und verschwand hinter seiner Tür.

Der Kaufmann atmete auf, wischte sich den Schweiß von der Stirn und brummelte: »Dass es nur kein Gerede gibt. Ich will meine Ruhe haben.«

»Was hast du denn die ganze Zeit?«, wimmerte der Sohn.

»Nichts ... nichts ... ich meine ja bloß ...«, murmelte der Kaufmann, »und was den Raglan angeht ... es ist jetzt warm, und du kannst ohne Mantel herumlaufen.«

– Hier herrscht einfach keine Kultur, dachte Kamil niedergeschlagen.

Und der Bettler konnte beobachten, wie der Zylinder, der glockenförmige Raglan, die zitronengelben Halbschuhe und der Pensionistengehrock, der ins Grünliche spielte, in der Tür eines Hauses verschwanden.

Frau Štědrá begrüßte sie in der Tür, riss die Arme hoch, in ihrem Gesicht spiegelte sich Erstaunen. Die Ankunft eines Gastes rief bei ihr immer eine besondere Aufregung hervor, und im Körper spürte sie eine Anspannung wie ein Akrobat vor einem gefährlichen Auftritt. Sie wünschte sich, dass Kamil ihr die Hand küssen möge. (– Nicht wegen mir, ich brauche das nicht, es gehört sich aber so.) Der Sohn allerdings nahm nur den Zylinder vom Kopf, verbeugte sich umständlich und gab ihr die Hand.

Sie setzten sich an den gedeckten Tisch. Der Kaufmann hatte zugunsten des Gastes auf seinen Ehrenplatz verzichtet. In der Küche zischte und dampfte es. Kamil atmete schwer, denn sein Hals wurde von einem hohen, gestärkten Kragen eingezwängt.

»Benimm dich ganz wie zu Hause«, sagte der Kaufmann und befahl Kamil, das Jackett auszuziehen. Der Sohn weigerte sich und legte nur seine violett gestreiften Manschetten ab. Aus der Küche hörte man: »Ich muss noch zwei drei Stück Kohlen nachlegen.« Frau Štědrá hatte die Angewohnheit, am Herd Selbstgespräche zu führen. Der Esstisch war klein, deswegen hatte man für Viktor, den anderen Sohn, am Schreibtisch gedeckt. Ohnehin sah man ihn nur ungern an der gemeinsamen Tafel, vor allem wenn ein Gast anwesend war. Er stank nach Öl und Rauch. Sein Benehmen regte den Vater auf. Er hatte grobe, schwielige Hände, in die sich Lack und Ruß eingefressen hatten; außerdem waren zwei Finger durch einen Unfall entstellt. Den Vater störten sein runder Kopf, sein kurzer, herabhängender Schnurrbart und das blaue Arbeitshemd. Er schmatzte und schnaufte beim Essen, verschlang es gierig wie einer, der durch schwere Arbeit entkräftet ist. Viktor war es egal, dass man ihn aus der Gesellschaft ausgeschlossen hatte. So konnte er beim Essen das Buch »Fünf Wochen im Ballon« lesen, etwas, das der Vater an der gemeinsamen Tafel nicht geduldet hätte.

»Und in die Suppe kommt noch eine Prise Salz. Über den Braten gießt du noch etwas Bratensaft«, murmelte Frau Štědrá.

Neben dem Vater saß der jüngste Sohn Jaroslav. Er war ein schweigsamer Junge, hatte dieses Jahr die Matura abgelegt und war sich nicht sicher, ob er Medizin oder Jura studieren sollte. Das Antlitz des Vaters lächelte, und seine Augen glänzten vor Zärtlichkeit, wann immer er auf den Studenten schaute.

Die Mutter brachte eine Suppenschüssel und goss zuerst ihrem Ehemann ein. Der Kaufmann zog die Augenbrauen in die Höhe, schlürfte kurz kostend vom Löffel und sagte dann: »Die Suppe, Mutti, ist delikate. Selbst Seine Majestät der Kaiser könnte sie essen.«

Frau Štědrá atmete so erleichtert auf wie ein Mensch, der einer großen Gefahr entronnen ist. Ständig rannte sie zwischen Küche und Esszimmer hin und her. Dem Kaufmann missfiel das, und er äußerte den Wunsch, sie möge sich zu ihnen setzen. Um ihm einen Gefallen zu tun, setzte sie sich für einen Augenblick auf den Rand eines Stuhls. Sie pickte aus dem Teller wie ein Vogel, wischte den Bräter mit einer Brotrinde aus und rannte dann wieder mit einem angespannten, sorgenvollen Gesichtsausdruck davon. Essen war nichts für sie; ihr stand es nur zu, die Speisen zuzubereiten; die Mannsbilder waren dann verpflichtet, eindeutig kundzutun, dass es ihnen schmeckte. Dem Kaufmann und der übrigen Familie legte sie das Besteck geradezu zeremoniell vor; auf den Schreibtisch hingegen warf sie die Teller, dass es nur so klorrte, und brummte dazu: »Schlag dich nur voll, du Ferkel!« Viktor achtete nicht darauf; auf irgendwelche Förmlichkeiten kam es ihm nicht an, nur auf gutes Essen. Zuerst zerschnitt er das Fleisch, dann ergriff er mit der ganzen rechten Hand die Gabel, stach Bissen für Bissen auf und schaute dabei in das aufgeschlagene Buch.

Wann immer der Kaufmann auf Kamils Teller eine Lücke erblickte, legte er ihm nach. Der junge Mann stöhnte, er könne nicht mehr. Ein gebildeter Mensch könne doch nicht so schlängen wie ein Bauer. Mit dem verwöhnten Ausdruck eines Kultur-



menschen, dessen Magen durch erlesene Genüsse verdorben ist, lehnte er es ab, weiter zu essen.

»Essen muss man«, erklärte der Vater, wobei er genüsslich einen Knochen abnagte, »ohne Essen kann kein Mensch und auch sonst kein Lebewesen existieren. Auch Jaroušek hat nur wenig gegessen.«

»Jaroušek hat nur wenig gegessen!«, wiederholte die Mutter erschrocken.

»Ich hab genug«, erklärte der Student.

»Du musst viel essen«, ermahnte ihn der Vater. »Du arbeitest, strengst deinen Kopf an, dann musst du auch dem Körper geben, was ihm zusteht. Ja, ja, die Studien, die Studien«, seufzte er.

»Den da drüben«, er zeigte in Richtung Schreibtisch, »den muss man gar nicht erst auffordern. Der spachtelt ganz von allein.«

Die Mutter räumte die leeren Teller ab, und man begann zu plaudern. Kamil fragte den Vater nach seinem Befinden. Der Kaufmann seufzte. Auf dem Marktplatz habe sich ein Konkurrent niedergelassen, der die Kunden mit süßlichem Geschwätz anlocke. Er begleite die Kundschaft bis auf die Straße hinaus und führe dabei laute Reden. Ein schädlicher Mensch! Er wolle in der ganzen Stadt der Größte sein, er inseriere sogar in der Zeitung.

Kamil vertrat die Meinung, dass der moderne Handel solche Dinge erfordere, und tadelte den Vater für seine altmodischen Ansichten. Ihr Geschäft in Olmütz solle er mal sehen. Große Schaufenster. Ständig klinge das Telefon. Die Handlungsgelhilfen würden nur so um das Verkaufspult herumflitzen. Die Tür gehe in einem fort auf und zu; wie in einem Bienenstock sei das.

»Ich bin, wie ich bin«, wandte der Vater ein; »ihr könnt es einmal weiter bringen. Deswegen habe ich euch ja etwas lernen lassen.«

»Und einen Haufen Geld habt ihr dabei gekostet«, schloss sich die Mutter an.

»Manche davon haben da noch mehr gekostet«, brummte Kamil.

Zum Ausklang des Mittagessens schenkte Frau Štědrá schwarzen Kaffee ein. Kamil hielt die geblümete Tasse in der Hand, indem er anmutig seinen kleinen Finger ausstreckte, der mit einem langen Nagel verziert war, und redete prahlerisch den Laden seines Vaters schlecht. Er riet ihm, sein Geschäft mit Schaufenstern auszuschnücken und die Kunden mit Reklamen anzulocken. Auf dem Pult wollte er eine Registrierkasse sehen; beim Anblick einer solchen Maschine wäre die Kundschaft ganz baff. Der Kaufmann hörte dem Geschwätz unaufmerksam zu und ließ seinen Blick nicht vom überlangen Fingernagel weichen. Plötzlich unterbrach er Kamil mit einem wütenden: »Was sehe ich denn da?«

Kamil verstand nicht. »Der Fingernagel, der Fingernagel«, brüllte der Vater.

Der Sohn blickte mit Wohlgefallen auf seinen kleinen Finger. »Was hat du denn gegen meinen Fingernagel? Das ist jetzt große Mode.«

»Sofort abschneiden! Und zwar plötzlich!«, brauste der Vater auf.

»Aber Papi!«

»Wenn der Papa das wünscht, dann muss der Nagel runter«, schritt die Mutter ein.

Der junge Mann wurde traurig. Er würde auf seinen Schmuck verzichten müssen, den er doch mit einer solchen Liebe herangezogen hatte. Wehmütig dachte er sich nur:

– Es hat alles keinen Sinn. In dieser Stadt gibt es einfach keine Kultur.

Das Mittagessen war zu Ende. Viktor erhob sich, griff nach seiner Ledertasche, in der die Metallwerkzeuge klimpern, und rannte davon. Der Vater schaute ihm hinterher und brummte feindselig: »So einer hat mir noch gefehlt. Der ist wirklich wohlgeraten, dieser Sohnmann.«

Die Mutter seufzte nur.

Die Häuser auf dem Marktplatz waren dickleibig wie Buchteln auf einem Backblech. Ihr Ehrgeiz drängte nicht in die Höhe, sie waren zufrieden mit ihrer Fülligkeit. Nur das Gebäude der Bezirkshauptmannschaft war zweistöckig. Auf dem Dach trug es eine Aufschrift aus hellen Schieferziegeln: »Erbaut A. D. 1902«. Alle Gebäude aber überragte das Rathaus mit seinem Turm, auf dem das Wappen der Stadt abgebildet war.

Die bläuliche Abenddämmerung hüllte die Häuser mit ihren Laubengängen, das Rathaus und das Gebäude der Bezirkshauptmannschaft ein. Der Sommerabend roch erregend nach blühendem Weißdorn, warmem Roggenbrot und mit Wasser besprengtem Straßenstaub. Über die Straße fuhren mit Heu beladene Leiterwagen, beim Hydranten hatten sich die Dienstmädchen versammelt, Kinder kreischten herum, und zwischen ihnen liefen fröhlich Hunde umher, deren Schwanz verdreht war wie eine Uhrfeder.

Der Kaufmann Štědrý stand vor seinem Laden und sog an seiner Pfeife, auf deren Porzellankopf der Landesherr in Jägertracht abgebildet war. Unfroh blickte er nach gegenüber, wo der Kaufmann Zoufalý seinen Laden hatte. Alle Geschäfte hatten schon geschlossen, nicht jedoch das des Kaufmanns Štědrý und das seines Konkurrenten. Zwischen beiden Unternehmen herrschte ein verborgener, aber bitterer Kampf. Štědrý wollte nicht eher zumachen als Zoufalý; der Konkurrent wiederum wollte es mit gleicher Münze heimzahlen. Zoufalý kapitulierte schließlich und machte zu. Štědrý tat es ihm nach und befahl dem Dienstmädchen, Stühle vor das Haus zu stellen. Es stellte sich auch Herr Raboch ein, mit seinen böartigen kleinen Äuglein, die alles und jeden sahen, und machte den zufriedenen Eindruck eines Menschen, der ausgesorgt zu haben meint. Aus seinem Mund hing schief eine Zigarre, und er klimperte in seiner Hosentasche mit Kleingeld herum. Begleitet wurde er von seiner

Gattin, die Vorsitzende des Vereins »Cercle français« war. Sie setzten sich auf die Stühle neben dem Ehepaar Štědrý. Sie blickten nach vorne und führten zähflüssige Gespräche. Frau Rabochová und Frau Štědrá sprachen davon, dass man eine Familie mit Rindfleisch am besten versorgen könne und dass Chlorkalk der Wäsche schade. Die Männer sprachen über öffentliche Angelegenheiten: über die Gewalttaten der streikenden Winzer in Frankreich, darüber, dass es auf dem Balkan Unruhen wegen der Stadt Skadar gäbe, dass Blériot den Ärmelkanal überflogen habe und dass der Spediteur Wachtl damit drohe, aus dem Feuerwehrverein auszutreten, weil man ihn nicht zum Vorsitzenden gewählt habe.

Auf dem Marktplatz wurden zwei Bogenlampen angezündet. Die Promenaden rauschten. Auf der Nordseite promenierten die Beamten der Bezirkshauptmannschaft, die Richter und die Advokaten; man konnte unter ihnen die Uniform des Postbeamten mit seinen weißen Hosen sehen. Auf der gegenüberliegenden Seite fand die geräuschvolle Promenade der Handwerker, Handlungsgehilfen und Studenten statt. In der Mitte des Platzes über die gepflasterte Diagonale gingen schaukelnd die israelitischen Kaufleute auf ihren Plattfüßen spazieren. Jedes Mal, wenn bei ihnen die Rede auf geschäftliche Probleme und Familienangelegenheiten kam, verfielen sie ins Deutsche.

An der Ecke des Platzes stand Kamil. Über den Rücken hatte er den zimtfarbenen Raglan geworfen; auf dem Kopf trug er eine Reisekappe. Er rauchte eine Zigarette mit Bernsteinmündstück, fuhr mit seinem silberbeschlagenen Rohrstock durch die Luft und hielt Ausschau in Richtung der Promenade auf der Nordseite. Herr Raboch entdeckte ihn und fragte Herrn Štědrý gleich, wie lange Kamil sich noch in der Stadt aufzuhalten gedenke. Der Kaufmann antwortete unbestimmt; Raboch blinzelte mit seinen böartigen Äuglein. Als es vom Rathaus zehn Uhr schlug, standen sie auf und verabschiedeten sich voneinander. Frau Štědrá begleitete Frau Rabochová noch ein Stück des We-

ges. Der Kaufmann Štědrý packte den Kater, der sich gerade an der Haustür ableckte, und schloss ihn im Laden ein, damit er dort für Unruhe unter den Mäusen Sorge. Herr Raboch begab sich auf einen Rundgang durch die Stadt und schaute in die erleuchteten Fenster, um festzustellen, wer zu lange aufbleibe, wer Ärger mache und wer sein Geld rausschmeiße.

Der Kaufmann Štědrý und seine Gattin setzten sich an den Tisch. Frau Štědrá fing an, Strümpfe zu stricken, und kratzte sich dabei ab und zu gedankenverloren in den Haaren. Aus dem Mund des Kaufmanns hing eine Pfeife; er paffte vor sich hin und las den Roman »Fünf Wochen im Ballon«. Man konnte hören, wie im Gasthaus »Auf dem Rasen« das Orchestrion rasselte. Im Laden wehklagte der Kater. Er verstand nicht, warum man ihn einsperrte, und sehnte sich nach seinem nächtlichen Herumstreunen.

Der Kaufmann blickte von seiner Lektüre auf, nahm den Kneifer ab und brummte: »Ein schlechter Kater. Hat keinen guten Charakter. Du kannst sagen, was du willst, Mäuse fangen will der nicht.«

Seine Frau war derselben Meinung.

»Wann es aber Zeit zum Mittagessen ist, das weiß er nur zu gut«, fügte sie an, »o ja, das ist ein ganz berechnendes, ausgebufftes Tierchen.«

»Er muss mir aus dem Haus«, verhärtete sich der Kaufmann. »Ich will ihn hier nicht haben. Jeder muss seine Pflichten erfüllen.«

Er legte die Pfeife ab und nahm einen Schluck Wasser. Dann schlurfte er in die Küche, um zu prüfen, ob sich die Dienstmagd nicht draußen herumtreibe. Das Mädchen schlief in seiner gestreiften Bettwäsche, und ihr roter Zopf hing über den Bettrand. Der Kaufmann überzeugte sich davon, dass alle Türen ordnungsgemäß vor den Angriffen schädlicher Menschen verschlossen waren. Laut gähnend zog er sich aus und legte sich hin. Seine Frau breitete zahlreiche Unterröcke aus und löschte dann

das Licht. Das Öllämpchen auf dem Schrank blakte vor sich hin, und über die Decke liefen unruhige Schatten.

Frau Štědrá unterbrach die Stille.

»Hat er nichts gesagt?«

»Was hätte er sagen sollen?«, brummte der Kaufmann. »Geredet hat er eine Menge, aber auf diese Weise hat er gerade nichts gesagt.«

»Warum ist er gekommen? Auf Urlaub oder nur so? Und wie lange will er zu Hause bleiben?«

»Weiß ich nicht«, sagte müde und langgezogen ihr Mann.

– Wer aber sollte das wissen? Warum sagt keiner ein Sterbenswörtchen? Bin ich etwa so schlecht, dass mit mir keiner reden will?

Im Herzen von Frau Štědrá nagte innere Verletztheit. – Kommt plötzlich angefahren, so als ob nichts wäre, nimmt den Zylinder vom Kopf und begrüßt sie wie eine Fremde. Ich denke, es würde sich wohl ein Handkuss schicken, so wie es andere Kinder machen. Das habe ich mir doch wohl verdient, oder? Ich möchte nur zu gerne wissen, ob sich auch eine andere so aufgeopfert hätte ...

Sie hatte einen Witwer mit drei Kindern geheiratet. – Och, ich habe ja nicht geahnt, in was ich mich da hineinbegebe, ich dummes, dummes Ding ... Tja, und gleich den zweiten Tag nach der Hochzeit ... Sie sieht das, als sei es gestern gewesen. Sie sitzt mit ihrem Mann beim Frühstück. Da kommen die zwei Jungs, Kamil und Viktor, und stellen ihre zwei Kaffeebecher vor sie hin. Sie blicken verstockt. Was ist los? Die junge Frau bekommt einen Schrecken. Was ist passiert? Die Jungs jammern: Den Kaffee wollen wir nicht, da schwimmt Milchwasser oben drauf ... Oh! ... Oh! So eine Ungehörigkeit! So eine Beleidigung ist ihr in diesem Hause gleich in den ersten Tagen ihrer Ehe widerfahren. Stiefmutter – das sagt sich dann so leicht ...

Jawohl, diese zwei Jungen waren schon immer gegen sie. Haben Grimassen hinter ihrem Rücken gezogen, ganz besonders

der Viktor. Beschimpfungen hat er sich gegen sie ausgedacht. – Ich weiß es nur zu gut, rede nur nicht drüber. Nur der Jaroušek ... Ja, Jaroušek, der ist ganz anders, ein goldiges Kind ... Damals war er noch ganz klein, hatte gerade Scharlach. Lag in seinem Bettchen, glühte vor Fieber und weinte. Sein kleiner Körper war ganz abgemagert, und seine Händchen waren dünn wie zwei Spinnen. Aufgepäppelt hat sie ihn, und er ist gesund geworden. Nachts hat er gestöhnt und nach der Ersten gerufen, nach seiner verstorbenen Mutter. Wenn er rief, dann kam sie immer zu ihm, hat sich zu ihm gelegt und ihn mit ihrem eigenen Körper gewärmt. Deshalb gehört er jetzt ihr, er ist ihr eigenes Kind. Keiner darf behaupten, sie sei nur seine Stiefmutter. Für sie ist es so, als ob sie selbst ihn geboren hätte. Dem würde sie es zeigen, der ihr den Jaroušek wegnehmen wollte. Sie hat doch niemand anderen. Ein braver Junge, ist immer aufrichtig und respektvoll zu ihr ...

Die Pendeluhr an der Wand schlägt die Stunde. Sie hat eine ernste, tiefe Stimme, als ob sie sagen wollte: Gedenke, o Mensch ... Im Gasthaus klirrt immer noch das Orchestrion. Frau Štědrá seufzt unter dem Eindruck ihrer Erinnerungen tief auf. Damals, als Jaroušek so krank war, kam immer der Doktor Vinklár zu ihm. Machte ein hämisches Gesicht und brüllte furchtbar herum. Er pflegte Patienten durch Anschauzen zu heilen. Die Leute haben ihn verehrt wie einen Zauberer. Dieser Arzt hat es verdient, dass sie für ihn betet, weil er den Jaroušek gerettet hat. Brüllte, schrie, tobte so lange, bis er den Tod aus der Tür gejagt hatte ...

»Ich habe ihm untersagt«, sagt der Kaufmann brummig, »in diesem Raglan auf der Straße herumzulaufen. Das will ich nicht, habe ich gesagt, in unserer Stadt gehört sich so etwas nicht. Er sieht darin so aus, als ob er aus einem Zirkus entlaufen sei. Und dieser Zylinder ... Ich dulde keinen Zylinder. Erlaube ich nicht. Raboch hat schon das Gesicht verzogen, als er Kamil ansah, das habe ich nur zu gut beobachtet ...«

»Jeder macht nur das, was er will«, beklagt sich die Mutter,  
»die fragen einen ja nicht einmal.«

Der Kaufmann seufzte, weil ihn sein juckender Ausschlag  
beunruhigte.

»Kratz mich da mal«, stöhnte er.

Seine Frau fing an, seinen Rücken zu kneten, und dachte  
dabei gedankenverloren: – Den grauen Hahn sollte ich endlich  
schlachten.



Die Stadt kam zur Ruhe, aber der Bettler Chleboun, genannt »Majorchen«, irrte immer noch durch die Straßen. Er brummelte vor sich hin, als ob man einen verlorenen Gegenstand sucht; weich trat er auf mit seinen in Sackleinen eingehüllten Füßen, und sein Stock klopfte auf das Pflaster. Die erleuchteten Fenster des Restaurants »Nationalhaus«, aus denen er Gelächter und Stimmen hören konnte, zogen ihn an.

Er drückte die Nase an die Fensterscheibe und blickte starr und trübselig in den Gastraum. Er sah, wie Kamil, der Sohn des Kaufmannes Štědrý, um den Billardtisch herumlief. Er spielte eine Partie gegen einen jungen Mann, der eine gestickte Hemdbrust trug. Der Handlungsgehilfe hatte sein Jackett abgelegt und stolzierte in einem violettgestreiften Seidenhemd umher. In der Ecke saßen vier Stiernacken über ein Kartenspiel gebeugt. Kamil spielte mit einem gezierten Gesichtsausdruck; jedes Mal, wenn er einen Stoß verfehlte, breitete er die Arme aus und schüttelte ungläubig den Kopf. Der picklige Kellner schaute dem Spiel zu. Vier Herren schlugen ständig mit ihren Fingerknöcheln auf den Tisch und brachen zuweilen in polterndes Lachen aus.

Das Licht teilte den Bettler in der Mitte. Er glich einer silbernen Büste in einem Schaufenster. Er schaute unentwegt, und sein graugrüner Schnauzbart bewegte sich auf und ab. Mächtig zogen ihn die Orte an, wo sich die Herren zu ihrem Vergnügen versammelten.

Er murmelte: – Ihren Spaß haben sie ... Billard spielen sie ... Geld schmeißen sie raus ... gönnen sich alles ... Ach was, Herrschaften, Herrschaften, Herrschaften ... und junge Herren, junge Herren ... Einer ist Herr, ein anderer Bettler ... Ordnung oben, Ordnung unten ...

Aus der Ecke, wo die vier Kartenspieler saßen, hörte man: »So, meine Herren, für mich die letzte Runde. Da kann man nichts machen, ich muss morgen früh den Zug nehmen!«